

Allgemeine Moden-Zeitung

N^o 36.

1844.

Preis für circa 104 hohe Quartbogen mit circa 64 illum. Stahlstichen, gegen 600 Abbildungen der neuesten Moden, kurze Zeit nach deren Erscheinen in Paris, London und Wien, in ganzen Figuren und in Darstellungen von Häubchen, Hüten, Mützen, Frisuren (für Männer, Frauen u. Kinder) enthaltend: 6 Thlr. — Mit circa 116 illum. und schwarzen Stahlstichen, jene 600



Moden-Darstellungen u. Portraits interessanter und berühmter Zeitgenossen (Männer und Frauen) aus allen Nationen, Städte-Ansichten u. Gegenden, die in der neuesten Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt haben, Abbildungen von neu errichteten Bauwerken und Monumenten, von Reubles, Fenstergardinen, Equipagen, Copien moderner Gemälde ic. enthaltend: 8 Thlr.

Redacteur: **Dr. A. Diezmann.** Verlag von **Baumgärtner's Buchhandlung** in Leipzig.

Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Dona Mariana.

Novelle.

(Fortsetzung.)

2.

Die Sonne war längst schon hinter den Bergen von Almanca verschwunden und der Mond stieg am Himmel auf, um sein mildes Licht über die Erde zu gießen. Die Myrten- und Oleandergebüsche erfüllten die Luft mit jenen starken Gerüchen, welche ein Reiz der lauen Nächte des Südens sind. Die Nachtigall schlug in den Cypressen der Alhambra und überall vernahm man das liebliche Rauschen der Blätter und Brunnen.

Trotz der späten Stunde wachten die beiden Reisenden noch immer in einem der Säle des alten Alcazar.

Der Führer hatte die Aufträge wohl ausgeführt und eine fast bequeme Wohnung für sie eingerichtet. Zwei Matrasen, die nebeneinander auf dem steinernen Fußboden lagen, bildeten bessere Betten als man sie in den vorzüglichsten Gasthäusern Spaniens findet und man konnte darauf, wenn auch nicht weich, so doch wenigstens ruhig schlafen. Die massive Bank, die als Sitz diente, hatte aller Wahrscheinlichkeit nach zu einem höchst prachtvollen Meublement gehört und vielleicht in den Vorzimmern der Kaiserin Isabella gestanden, als sie den Sommer des Jahres 1526 in Granada in demselben Palaste und in demselben Zimmer verbrachte, aus denen Isabella die Katholische die stolze

Mira und die schöne Königin Zoraya vertrieben hatte. Der Tisch von geschnitztem Holze schrieb sich offenbar aus derselben Zeit her, nur die schlechte kupferne Lampe wollte zu dieser Pracht nicht passen. Eine Thüre war nicht mehr vorhanden und man konnte durch den Spitzbogen hindurch einen Platz sehen, der mit Blumen, Sträuchern und Schutt bedeckt war. In der Mitte dieses Raumes, welcher der Garten Lindarajas heißt, murmelte ein Springbrunnen, der sein Wasser in ein Marmorbecken ergoß.

Die beiden jungen Männer saßen an dem Tische und blätterten in dem Buche des Paters Echeverria über die Alterthümer Granadas, während der Führer gemächlich seine Cigarre rauchte und ihnen von dem Zimmer erzählte, das er ihnen angewiesen hatte.

„Es wohnt schon seit langer Zeit Niemand hier,“ sagte er; „nicht weil die Decke einzustürzen droht oder weil es hereinregnet, sondern wegen der Geschichte des Pfarrers, von der ich schon gesprochen habe. Wenn man aber sagt, die Gespenster, die sich da zeigen, erschienen als Mönche, so ist dies eine Lüge. Alle sind Mauren, die seit langer Zeit hier begraben wurden. Sie kommen wieder, um die Schätze zu holen, welche sie da zurückließen. Wie sollten diese Herrenmeister und Ungläubigen sich in Mönchskutten zu hüllen wagen? Sie nehmen einfach die Gestalt irgend eines Thieres an und so habe ich sie häufig gesehen, wie auch Anton Marti, der Gärtner, der bisweilen hier arbeitet.

Sollten Sie ihm begegnen, so sprechen Sie ja nicht mit ihm."

"Ist er ein so böser Mensch?"

"Er ist ein ehemaliger Soldat Riegos, hat sonst geschrien: es lebe die Constitution! und wäre heute noch im Stande, sogar etwas Schlimmeres zu thun; er ist ein Gottloser, ein Atheist, ein Liberaler."

Einen Augenblick später schlug es elf Uhr. Die Reisenden entließen den ehrenwerthen Führer Ignacio de la Lapida und schickten sich an, sich niederzulegen.

"Ich fürchte mich weder vor den gespenstischen Thieren noch vor andern Geistern," sagte Leon, indem er neben sein Bett ein Paar Pistolen legte; „da aber unser Schlafgemach keine Riegel und Schlösser, ja nicht einmal Thüren hat, so sehe ich mich vor Spitzbuben vor. Don Ignacio de la Lapida sieht mir gerade so aus, als führe er nichts Gutes im Schilde."

Fernando nahm darauf die Lampe und ging langsam in dem Gemache herum, um alle Ausgänge zu mustern. Es war kein anderer da als die Thüre, welche in den Garten Lindarajas führte. Die Wände zeigten hier und da noch Spuren von Verzierungen; an die Decke hinauf reichte der Lampenschein nicht; der Fußboden bestand aus großen, aber meist zerbrochenen Steinplatten.

"Lieber Freund," sagte der Franzose gut gelaunt, „wir werden hier vollkommen ruhig schlafen. Ich habe noch keinen Ort gesehen, der für Gespenster und Erscheinungen ungünstiger wäre. Es zeigt sich nicht das kleinste Stückchen alter Tapete, das eine geheime Thüre verbergen könnte. Die Wände sind glatt wie eine Hand und die Gespenster müßten also, wenn sie uns einen Besuch zugebracht haben sollten, geraden Wegs durch die Thüre hereinkommen, was doch sonst ihre Art nicht ist. — Gute Nacht!" setzte er hinzu, indem er sich angekleidet auf seine Matratze warf; „träume nicht etwa von gespenstischen Mönchen."

Kaum war eine Viertelstunde vergangen, als Leon bereits schlief. Der Spanier, der sich in seinen Mantel gehüllt und seinen Mantelsack als Kissen sich unter den Kopf gelegt hatte, horchte noch und blickte gedankenvoll in das Dunkel der Nacht. Die Lampe war erloschen, aber ein Mondstrahl fiel schief durch die Thüre herein und bildete auf dem Fußboden einen langen lichten Streifen, der sich am Fuße der Wand brach. Sonst war das Gemach völlig dunkel. Durch die offene Thürwölbung erkannte Fernando undeutlich

die Cypressen, die ihre Zweige in dem Garten Lindarajas wiegten; leises klagendes Geräusch, wie traurige Stimmen, klang in der Luft, als wenn menschliche Töne und menschliche Seufzer sich mit dem Rauschen der Blätter und mit dem Murmeln des Wassers mischten.

Dieser düstere Anblick und diese schauerlichen Töne versetzten Fernando in eine eigenthümliche Stimmung; es bemächtigte sich seiner ein unbekanntes Gefühl, eine tiefe Traurigkeit und eine ungewisse Furcht. Er war unbestritten ein Mann von Muth und er würde vor keiner Gefahr zurückgewichen sein; aber in diesem Augenblicke durchrieselte ihn ein unerklärlicher Schauer und seinen Geist erfüllte eine Muthlosigkeit, die sein Wille nicht zu bemeistern vermochte. Die Phantasie erinnerte ihn unwillkürlich an Gespenster, an die sein Verstand nicht glaubte; er fürchtete sich nicht, aber es war ihm unheimlich zu Muthe. Anfangs kam ihm dieses neue Gefühl behaglich vor und er überließ sich ihm wie ein Kind, das sich neugierig und schauernd zwischen die Knie der Großmutter schmiegt, welche ihm Gespenstergeschichten erzählt. Als endlich dieses Gefühl stärker wurde, versuchte er es abzuschütteln; er stand auf, zündete die Lampe wieder an und nahm ein Buch, einen Band der Schrift Echeverrias. Er versuchte aufmerksam die ausführliche Beschreibung der innern Einrichtung des arabischen Palastes zu lesen, aber je weiter er las, um so stärker wurde das unbehagliche Gefühl, das ihn peinigte; die Gespenster begannen eine Gestalt anzunehmen und er sah sie vor seinem Geiste.

Das Buch erzählte, wie im Jahre des Herrn 1574 ein gelehrter Mann die Inschriften mehrerer Marmorplatten in einem der untern Säle des Alcazar entziffert und dabei die vergessenen Gräber der maurischen Könige gefunden habe. Nach der Beschreibung war dieser Saal eben der, in welchem sich jetzt die beiden Reisenden befanden.

Fernando legte das Buch aus der Hand, löschte die Lampe wieder aus und schloß die Augen, aber er konnte die Gedanken, Bilder und Gestalten, die ihn verfolgten, nicht von sich bannen. Seine Phantasie öffnete jene Gräber, in denen die maurischen Könige und deren Sultaninnen schliefen; er glaubte gerade unter der Steinplatte, auf der er ruhte, ein Gerippe in dem Sarge von Cedernholze zu sehen. So wurde der Schlaf von ihm fern gehalten, obwohl er wußte, daß alles, was in seinem Geiste vorging, kein Traum sei.

Plötzlich erregte ein leises Geräusch seine Aufmerksamkeit und er schauderte. Es war ihm seltsamerweise als bewege sich eine der Steinplatten des Fußbodens und als werde sie von unten emporgehoben. Die Stelle, von welcher dieses Geräusch kam, wurde von dem Monde beschienen. Fernando richtete sich halb empor, hielt den Athem an sich und horchte. Nach etwa einer Minute wiederholte sich das Geräusch; der Fußboden schien sich zu öffnen; ein dünner Streif röthlichen Lichtes drang zwischen den Fugen hindurch; endlich richtete sich Einer der großen Steine langsam empor wie eine Thüre, die sich in ihren Angeln bewegt und eine menschliche Gestalt kam unter der Erde hervor.

Fernando starrte diese Erscheinung an und unwillkürlich bedeckte sich seine Stirn mit kaltem Schweiß; er fürchtete sich jetzt wirklich. „Leon!“ rief er leise aus gepresster Brust, indem er die Arme ausstreckte.

Seine Hand begegnete der Hand des Freundes. Der Franzose war durch das Knirschen des Steines ebenfalls geweckt worden, hatte sich still ausgerichtet und griff nach seinen Pistolen. Er drückte jetzt den Arm Fernando's und beide hielten sich unbeweglich in dem dunkeln Winkel, in welchem sich ihre Lagerstätten befanden. In dem entgegengesetzten Winkel kam die Gestalt langsam und ruhig aus der Art von Fallthüre hervor, die sie emporgehoben hatte. Als sie gänzlich herausgetreten war, erkannten die beiden Reisenden in ihr einen Mann von mittleren Jahren in einem schwarzen Rocke und einem Hute, wie ihn Jedermann trug. In der Hand hielt er eine kleine Laterne, deren Licht er ausblies, sobald er oben auf dem Fußboden stand. Dann nahm er den Hut ab, wischte sich die Stirn und athmete tief auf, wie Jemand, der sich hart angestrengt hat. Fernando bemerkte jetzt wohl, daß der Mann keineswegs den Mumien glich, die seine Phantasie unter den Steinplatten gesehen hatte, sondern gänzlich einem ehrlichen Manne aus unserer Zeit. Dies verscheuchte denn auch bald seine kindische Furcht, steigerte indeß aber auch gleichzeitig seine Neugierde. Er stand vorsichtig auf und schlich geräuschlos an die Thüre, um der Erscheinung den Weg zu vertreten. Leon seiner Seits spannte seine Pistolen. In dem Augenblicke aber, als die Reisenden eben den Nachtwandler barsch anrufen wollten, der auf so geheimnißvolle Weise und auf so ungewöhnlichem Wege zu ihnen gekommen war, bemerkten sie zwei andere Gestalten am Eingange des Saales; diese waren einfach durch die Thüre hereingekommen. Diese beiden Gestalten,

die schwarz auf einem schwacherleuchteten Hintergrunde abstachen, sahen aus wie Schatten; die eine war groß, schlank, zierlich und glich einem Mädchen; die andere dagegen war gebückt und lahm, trug einen Soldatenhut und sah aus wie ein alter Invalide. Während Fernando und sein Freund nicht wußten, ob sie sich zeigen sollten, und die Neueingetretenen beobachteten, trat die Gestalt in schwarzem Rocke vor und sprach leise:

„Mariana, da bin ich, mein Kind. Fürchte Dich nicht.“

„Ach Gott! Ich sah Dich nicht in diesem Dunkel,“ antwortete sie, „und zu rufen wagte ich nicht. Wir ängstigten uns sehr, da wir Dich nicht an dem Springbrunnen draußen fanden.“

„Ich komme allerdings spät,“ antwortete er; „meine Uhr war stehen geblieben und ich bin so glücklich gewesen, einige Zeit zu schlafen. Aber als ich erwachte, war die Lampe ausgelöscht und ich wußte nicht, wie viele Stunden wohl vergangen sein möchten.“

„Bist Du sehr ermüdet?“ fragte die junge Dame mit liebevoller Besorgniß.

„Es ist so beschwerlich, diese schreckliche Treppe heraufzusteigen.“

„Ja wohl beschwerlich und überdies gefährlich,“ antwortete sie mit einem Seufzer; „aber die Polizei sucht Dich doch wenigstens da unten nicht. Die Spione sind von der Spur abgekommen, nicht wahr Anton Marti?“ setzte sie zu ihrem Begleiter gewendet hinzu.

„Sie suchten nach Sr. Excellenz an einem ganz andern Orte.“

„Man glaubt aber doch, ich sei noch in der Stadt Granada?“

„Allerdings. Alle Freunde Ew. Excellenz werden beobachtet.“

„Ruhlose Mühe!“ sprach die junge Dame bitter; „denn keiner Deiner Freunde würde den Muth haben, Dich auch nur für eine Nacht, für eine Stunde aufzunehmen, keiner . . .“

„Ich weiß es wohl, daß ich nur an Deiner Thüre anklopfen darf,“ antwortete der Mann im schwarzen Rocke, und dabei nahm er den Arm der Dame, als wenn er sie in den Garten hinausführen wollte; aber sie hielt ihn sanft zurück und setzte sich mit ihm auf der Steinbank an der Thüre nieder.

„Wir wollen hier bleiben, denn hier bist Du noch sicherer als draußen. Ich fürchte immer, der Ignacio de la Lapida könne einmal hierher kommen.“

„Ich halte Wache,“ fiel Anton Marti ein, der sich an die Thüre stellte, mit dem Gesichte nach dem Garten Lindarajas zu.

Die beiden Freunde, denen es unangenehm war, unfreiwillig das Gespräch mit anzuhören, blieben unbeweglich an der Mauer, nur einige Schritte von denen entfernt, welche allein zu sein glaubten.

Die junge Dame hatte ihre Mantille zurückgeworfen, aber man konnte in dem Dunkel ihr Gesicht nicht erkennen. Nur so viel ließ sich errathen, daß ihr Haar blond sein mußte, denn es stach von dem matten Schwarz der Mantille ab. Ihre Hände, die auf den Knien ruheten und von dem Monde beschienen wurden, sahen marmorweiß aus. Der Mann, der bei ihr saß, hatte graues Haar und seiner Haltung nach schien er über sechszig Jahre alt zu sein.

„Mariana,“ sagte er nach einigen Augenblicken; „ich bin entschlossen und reise ohne Paß. Ich glaube leicht aus Granada hinaus kommen zu können.“

„In der Nacht, verkleidet, wäre es wohl möglich; aber wie dann nach Gibraltar, ja bloß nach Malaga kommen, ohne zwanzig Male angehalten zu werden? Man würde Dich, auch wenn Du nicht sogleich erkannt würdest, nach Granada zurückbringen, und zwei Mal entflieht Niemand aus einem Kerker.“

„So ergebe ich mich in mein Schicksal,“ sprach der Mann traurig, aber entschlossen. „Ich kann und mag nicht länger warten, Mariana. Es giebt keinen schrecklichen Kerker, als das Grabgewölbe hier unten, in welchem ich mich nun seit dreiundzwanzig Tagen freiwillig aufhalte. Und weißt Du, welcher Gedanke mich seit gestern peiniget? Wenn wiederum ein Theil dieser halbverfallenen Gewölbe einstürzte! Ich wäre dann da unten abgesperrt. . . Nein, wenn ich sterben soll, so möge es wenigstens unter freiem Himmel geschehen.“

„Aber mein Gott!“ rief die Dame aus; „wie einen Paß erlangen? Wie einen Beamten der Polizei bestechen? Durch vieles Geld würde es sich wohl thun lassen, aber dann gehört viel Zeit dazu. Wenn ich mich nun an Ignacio de la Lapida selbst wendete?“

„Das thue nicht, mein Kind; er würde das Geld nehmen, Dir auch den Paß bringen, aber die ganze Sache dann verrathen. Es wäre nicht das erste Mal, daß er sich von zwei Seiten bestechen ließe.“

Es folgte eine lange Pause. Der Veteran stand unbeweglich auf seinem Posten und lauschte. Der Mann im schwarzen Rocke war aufgestanden, stützte die Stirn in die Hand und schien nachzudenken, wie er sich wohl rette. Die Dame saß noch und blickte stier vor sich hin in das Dunkel. Allmählig hatten sich natürlich ihre Augen an die Finsterniß gewöhnt und so erkannte sie endlich zwei menschliche Gestalten, die einige Schritte von ihr unbeweglich an der Wand standen.

Sie stand zitternd auf und sprach laut: „Wir sind entdeckt! Wir sind verloren!“

Ihre beiden Begleiter eilten zugleich zu ihr, um sie zu vertheidigen, wenn sie auch noch nicht wußten, gegen wen und woher die Gefahr komme. Unsere Reisenden sahen ein, daß sie entdeckt waren, und daß sie sich auf jede Gefahr hin zeigen mußten. Leon strich also sogleich mit einem Streichhölzchen an der Wand hin und zündete die Lampe an; Fernando seiner Seite trat vor und sprach:

„Nur der Zufall hat dieses Zusammentreffen herbeigeführt und Sie finden in uns Männer von Ehre, die Sie nicht verrathen werden. Mein Freund ist ein Franzose, Leon de Play, ich bin Spanier und heiße Fernando de Villaröel.“

Da trat der Mann im schwarzen Rocke auch näher und antwortete:

„Ich glaube Ihnen. . . Welcher politischen Meinung Sie auch angehören mögen, Sie werden mich nicht verrathen und ich nenne mich Ihnen also ungescheut. Ich bin,“ setzte er dann hinzu, indem er sich seiner ganzen Länge nach emporrichtete, „Don Juan de Panacorva, ehemaliger Cavalerie-Oberst und vor kurzem wegen Verschwörung gegen Ferdinand VII. zu den Galeeren verurtheilt.“

Die jungen Reisenden reichten dem Alten die Hand. Der Name und die politischen Abenteuer des Don Juan de Panacorva waren ihnen bekannt genug, denn seit funfzehn Jahren war er bei jeder Verschwörung, bei jedem Aufruhre thätig gewesen und hatte auf allen Verbannungslisten obenan gestanden. Zwar theilten die jungen Männer die politischen Ansichten des alten unverbesserlichen Verschwörers keineswegs, aber die schreckliche Lage, in welcher er sich befand und die sie, ohne es zu wollen, kennen gelernt hatten, brachte sie auf einen edeln Vorsatz.

„Oberst,“ sagte Fernando, „wir sind Ihnen eine Entschädigung für die kurze Verlegenheit schuldig, in

die wir Sie unwillkürlich versetzten; ich hoffe, Sie werden dieselbe annehmen. Ich besitze die Mittel, Sie zu retten, nach denen Sie sich vergebens umsehen; mein Paß ist ganz in Ordnung und nach Gibraltar visirt; nehmen Sie ihn . . .“

„Ich nehme ihn an,“ entgegnete der Oberst sofort.

„Die Vorsehung sendet Sie uns!“ fiel die junge Dame mit bewegter Stimme ein.

„So hat mich die Vorsehung in allen schwierigen Lagen meines Lebens geschützt,“ sprach der alte Oberst stolz. „Wenn ich Zeit hätte, meine Herren, würde ich Ihnen erzählen, wie ich vor drei Wochen aus dem Gefängnisse entkommen bin; Sie sollen es später erfahren. Jetzt müssen wir nachdenken, wie ich von hier fortkomme.“

„Das ist sehr einfach,“ sagte die junge Dame; „morgen Abend gehst Du aus Granada hinaus, als gingest Du spazieren, und wendest Dich nach Santa Fe. Anton Marti erwartet Dich mit einem Pferde etwa funfzig Schritte von der Straße unter der bekannten Platane. — Aber das Signalement im Passe?“ fuhr sie mit einem Blicke auf den Spanier fort.

„Auch diese Schwierigkeit wird sich überwinden lassen,“ entgegnete Leon; „man braucht nur einige Buchstaben oder Zahlen zu ändern und das übernehme ich. Statt 30 Jahre schreibe ich 50; für braunes Haar setze ich blondes, das läßt sich machen.“

Während dieses kurzen Gesprächs war die junge Dame zu Fernando getreten, welcher den Paß in der Briefftasche suchte, und sagte halblaut zu ihm, so daß er es nur hören konnte: „Möge der Himmel Ihre edele That belohnen. Aber ehe sie geschieht, muß ich Ihnen anzeigen, daß Sie sich einer großen Gefahr aussetzen. Wenn Sie in Granada bleiben, könnte es schlimme Folgen für Sie haben.“

„Das fürchte ich nicht,“ entgegnete Fernando; „gute Thaten, denk' ich, bringen Glück und mit etwas Geschick und Klugheit werde ich mich wohl aus der Verlegenheit ziehen. Meinen Freund werde ich vermögen, morgen ebenfalls nach Gibraltar abzureisen.“

„Excellenz,“ sprach jetzt Anton Marti zu dem Obersten, „der Morgen beginnt zu grauen.“

„So muß ich wieder hinuntersteigen,“ antwortete dieser; „es ist, Gott sei Dank! das letzte Mal. Wie lang wird mir der Tag werden!“

„Ich werde bei Dir bleiben, wenn Du es wünschest,“ erwiederte die junge Dame.

„Was denkst Du, Kind?“

„Im Ernst, da unten sind wir allein und ungestört und ich kann alles in Ruhe anhören, was Du mir zu sagen hast.“

„Wie aber werden Sie wieder herauskommen? Wie kann der Oberst selbst ohne Gefahr aus diesem Saale und aus der Alhambra kommen, ohne von den Soldaten erkannt zu werden?“ warf Fernando ein.

„Das Gewölbe da unten hat noch einen andern Ausgang,“ antwortete die Dame. „Niemand kennt ihn, da Marti ihn entdeckt hat. Er öffnet sich außerhalb der Mauern der Alhambra und auf diesem Wege gehen wir gegen Abend hinaus.“

Don Juan de Panacorra stieg zuerst wieder hinunter in die Tiefe. Ehe die junge Dame ihm folgte, wendete sie sich an die jungen Fremden und sagte mit bewegter Stimme: „Leben Sie wohl, meine Herren; gebe der Himmel, daß wir einander wiedersehen und daß wir Ihnen unsern Dank anders als bloß durch Worte ausdrücken können.“

Sobald sie hinunter gestiegen war, fiel der Stein mit einem Donner zu, der dumpf durch das ganze Gebäude hallte.

Die beiden Reisenden zuckten zusammen, denn es war ihnen, als wäre die junge Dame lebendig begraben worden.

„Wann darf ich den Paß holen?“ fragte Anton Marti nach einigen Augenblicken.

„Nach Mittag,“ antwortete Fernando.

Als die Freunde allein waren, sagte der Spanier: „Du reifest auch ab, Leon, und zwar heute noch, nach Gibraltar.“

„Warum?“ fragte dieser verwundert.

„Aus drei Gründen, erstens, weil Du in Verlegenheit kommen könntest, wenn Du hier bleibst, zweitens, weil Du mich in Unannehmlichkeiten bringen würdest, und drittens, weil man nichts halb thun darf und Du den alten Obersten erst verlassen darfst, wenn er ganz in Sicherheit ist.“

„Nun meinethwegen,“ antwortete Leon; „aber das sage ich Dir, wenn Du nach vierzehn Tagen nicht bei mir in Gibraltar bist, komme ich wieder, um Dein Gefängniß zu theilen.“

„So weit wird es nicht kommen,“ entgegnete Fernando. „Jetzt laß uns einige Stunden schlafen.“

(Fortsetzung folgt.)

Miscellen.

(Schamil.) Auch unsere Leserinnen haben gewiß schon von dem muthigen und tapfern Schamil gehört, welcher den Kampf der Tcherkessen im Caucasus gegen die Russen leitete und diesen Feinden seines Vaterlandes schon so viele empfindliche Niederlagen beigebracht hat. — Es war im Jahre 1829, erzählt ein Bericht über jenen Helden; die Russen hatten Wunder der Tapferkeit verrichtet und die Natur wie die Menschen überwunden; in einer dunkeln Gebirgsschlucht lag Kasi Mula, der Schrecken des Caucasus, von zwanzig Kugeln durchbohrt. Die Russen triumphirten, aber vorzeitig. Neben Kasi Mula lag ein vierzehnjähriger Knabe, der nur verwundet war; Kasi Mula hatte ihn zu seinem Nachfolger bestimmt. Die Russen nahmen ihn mit sich; es war Schamil. Dieser junge Fürst wurde nach Petersburg gesandt und in das Adelsregiment gebracht, um da erzogen zu werden. Er wurde bald einer der besten Jüglinge. Sobald er zum Offizier ernannt war, begab er sich in den Caucasus und schlug sich an den russischen Vorposten gegen seine Landsleute mit einer Tapferkeit, die mehrmals die Eifersucht der Russen, aber auch den Argwohn seiner Vorgesetzten erregte. So großer Muth bei einer ihm fremden Sache konnte nur erheuchelt sein und ein unkluger Oberst ließ einmal im Beisein Schamils das Wort „Verräther“ fallen. Der nächste Tag sah Schamil nicht mehr in den russischen Reihen. Die Russen verloren ihn sogar ganz aus den Augen, aber ihre Niederlagen vermehrten sich, jede ihrer Bewegungen wurde sofort dem Feinde bekannt und ihr geringster Fehler von den Tcherkessen benützt, bis endlich der Name Schamil als Rächer in ihre Ohren klang. Er bot alles auf, den Fanatismus, die List, die Gewalt und Gold, wenn nicht um den Caucasus zu retten, so doch um sich an den Russen zu rächen. Seine Schaaren mehrten sich von Tage zu Tage und er brachte sogar ein kleines europäisches Heer von 4000 M. zusammen, das aus Engländern, Polen, Franzosen und selbst Russen bestand. Mit diesem kleinen Heere hält er die Ruhe und den Gehorsam unter den Tcherkessen aufrecht und treibt dieselben gegen die Russen.

Eines Tags wurde ein Offizier an der Spitze von 500 M. abgeschickt, um Futter für die Pferde in dem Gebirge zu holen. Kaum aber hatte er sich einige Werst von dem Hauptcorps entfernt, als die Tcherkessen ihn überfielen. Der Offizier war am Arme verwundet, vertheidigte sich aber immer noch muthig. Da sprengte ein schöner Reiter heran, der einige Schritte von ihm sein Pferd verwundet anhielt. „B.“ rief er dem Offizier zu, „erkennst Du mich?“

„Du bist es, Schamil,“ antwortete der Russe, der seinen ehemaligen Kameraden erkannte. Der Kampf wurde sofort eingestellt und die beiden Führer umarmten einander vor den Augen der erstaunten Krieger.

„Ich liebe die Russen noch immer,“ sagte Schamil, „und

ich schlage mich ungern gegen sie; aber jeder Andere an meiner Stelle würde so wie ich gehandelt haben.“

„Wie aber kannst Du, Unsiniger, gegen den Czar zu kämpfen wagen?“ entgegnete der russische Offizier.

„Hier fürchte ich seine Macht nicht.“

„Du hältst Dich für stärker als Du bist; es wird ein Tag kommen . . . Denke an Kasi Mula.“

Schamil erblickte bei dieser Erinnerung, aber er sammelte sich bald wieder und antwortete:

„Sein Ende war ruhmvoll.“

Der russische Offizier hätte jetzt den Kampf wieder beginnen und sein Vaterland von dem schrecklichen Feinde befreien können; er dachte wohl daran, aber Schamil ließ ihm die Wunden verbinden und so wies er den Gedanken, ihn zu tödten, mit Unwillen von sich. Er sagte nur: „Du könntest einen vortheilhaften Frieden schließen, Schamil.“

„Meine Rache ist noch nicht gestillt.“

„Aber welche Zukunft erwartet Dich?“

„Sie liegt in Gotteshand.“

„Du könntest Verzeihung und eine hohe Stellung in der Armee erhalten.“

„Euer Czar unterhandelt nicht mit Rebellen; lieber will ich selbst Czar sein und hier bin ich es.“ —

— Ein Beispiel von der sabelhaften Tollkühnheit der Circassier erzählt Tolstoi in der Lebensbeschreibung des Fürsten Paskewitsch. Zwanzig Kosaken nämlich waren von ihren Bergen herunter gekommen, schwammen durch zwei Flüsse und drangen in Georgien ein bis nach Tiflis, der Hauptstadt der russischen transcaucasischen Provinzen, — eine Unternehmung, die man für unmöglich halten mußte, wenn sie nicht wirklich ausgeführt worden wäre. Die Kosaken kamen im Abenddunkel bei Tiflis an, versteckten ihre Pferde, schlichen sich durch die Vorpostenlinie eines Dragonerlagers in der Nähe der Stadt, und gelangten vor die mit Truppen gefüllte Kaserne. An den Eingängen derselben machten sie die Schildwachen nieder und dann drangen sie in die Schlaftäle der Soldaten ein, wo sie die Lichter auslöschten und eine entsetzliche Meuterei begannen. Nach einem schrecklichen Blutbade kam endlich Hilfe und die Kosaken versuchten sich durchzuschlagen, wurden aber umzingelt. Als sie erkannten, daß an Rettung nicht mehr zu denken sei, erstachen sie sich, wie es unter diesen Gebirgsvölkern Sitte ist, lieber selbst, als daß sie sich ihren verhassten Feinden überliefern. So fiel kein einziger der Tollkühnen lebendig in die Hände der Russen und man hat deshalb auch nie erfahren, was sie eigentlich zu diesem verzweifelten Schritte veranlaßte. Und die Kosaken gelten für die muthlosesten aller Gebirgsbewohner des Caucasus!

(Der St. Antoniusstag in Madrid.) Im Januar wird in Madrid eine eigenthümliche Feierlichkeit begangen, das Fest des heil. Antonius nämlich, des Schutzpatrons der Maulthiertreiber. In der diesem Heiligen gewidmeten Kirche wird

an diesem Tage ein feierliches Hochamt gehalten und alle Kutscher, Maulthier- und Eselstreiber erscheinen in ihren braunen Staatskleidern mit gelben und rothen Aufschlägen und Verzierungen auf ihren Thieren, die am Schweife und an der Mähne mit rothen Quasten gepugt sind. So reiten sie um die Kirche herum, um an einem Hinterthürchen derselben ein Säckchen geweihter Gerste in Empfang zu nehmen, das ihnen ein Priester übergibt und das die Thiere das ganze Jahr hindurch vor Krankheit und sonstigem Unglücke schützen soll. Den ganzen Tag über werden dann in Buben Tausende sogenannter panecillos di San Antonio (Antoniusbrodchen) verkauft, ein eigenthümliches Gebäck, das nur an diesem Tage zu haben und für die Maulthier- und Eselstreiber das ist, was für die Thiere derselben die geweihte Gerste ist.

(Ein eifriger Gerichtspräsident.) Von einem Präsidenten des königl. Gerichtshofes in Paris erzählt man zahllose Anekdoten, unter andern auch folgende. Vor einigen Jahren hatten sich die Bäckergehilfen des 12. Bezirks der Hauptstadt verschworen, nicht mehr zu arbeiten, wenn sie keinen höheren Lohn erhielten. Der Präsident des Gerichts, bei dem die Sache anhängig gemacht war, glaubte hier eine besonders kräftige Maßregel ergreifen zu müssen; er stellte eine große „Razzia“ an und in der Nacht wurden sämtliche Bäckergehilfen dieses Stadttheils aufgehoben. Man brachte die Armen in das Gefängniß und was geschah? Am andern Tage war in keiner Bäckerei des ganzen Stadttheiles ein Brod zu haben. Die Folge davon war eine augenblickliche Hungersnoth und das Volk drohete mit Aufruhr. Da sah sich denn die obere Behörde genöthigt einzuschreiten, und — die Bäckergehilfen wurden freigelassen.

— Die Magd des berühmten Arztes Dupuytren war ermordet worden. Man entdeckte den Mörder und nahm ihn fest. An der Nasenwurzel hatte er einen großen tiefen Riß, der, wie der Richter mit Recht schloß, wohl von einem verzweifeltsten Kampfe mit dem Opfer und zwar von den Fingernägeln desselben herrühren mochte. Er fragte also den Angeklagten, der indeß erzählte, er habe sich bei dem Rasiren mit dem Messer geschnitten. Der Richter ließ sich mit dem Manne in einen langen Streit darüber ein und kam endlich, um den Angeklagten zu überführen, auf einen Einfall, der in dem Protocoll mit den Worten angeführt ist: „Wir, der Instructionsrichter, ließen in Anwesenheit des Angeklagten alles herbeibringen, was wir zum Rasiren brauchen, nahmen uns vor ihm den Bart ab und zeigten ihm, daß es unmöglich sei, sich bei dem Rasiren so zu verwunden.“ — Der Angeklagte wußte dagegen nichts zu sagen und gestand zu, daß die Wunde nicht von dem Rasirmesser herrühre.

(Familienangelegenheiten der Kaiser von Marocco.) In dem berühmten Werke von Gräberg von Hemso, dem schwedischen Generalconsul, über Marocco, sind mehrere

Beispiele von der zahlreichen Nachkommenschaft angeführt, welche verschiedene Fürsten dieses Landes hinterließen. Muley Ismaël, der 55 Jahre regierte, hatte nicht weniger als 845 Söhne und 342 Töchter. Die Zahl seiner Frauen belief sich, nacheinander wahrscheinlich auf 8000. Der Gesandte Ludwigs XIV., von Saint-Non, erzählt, er habe den erwähnten Sultan, 34 Jahre vor dem Tode desselben, mit einem Gefolge von 110 Söhnen gesehen. — Man glaubt vielleicht, Muley Ismaël habe seine kaiserlichen Vorrechte in etwas zu großer Ausdehnung benutzt, aber seine Nachfolger zeichneten sich ebenfalls durch ihre zahlreiche Nachkommenschaft aus. Der vorletzte Sultan z. B. sah sich von 84 Söhnen und 124 Töchtern umgeben. Findet ein solcher Sultan, daß er der Kinder zu viele um sich hat, oder werden sie ihm sonst beschwerlich, so schickt er sie in den Süden, nach Taflet, wo man in einer Provinz nicht weniger als 40,000 Personen zählt, die sämmtlich der großen souverainen Familie der Nachkommen Mahomeds angehören.

Generalcorrespondenz.

Vor einiger Zeit ist die Familie Bonaparte wieder um eines ihrer Glieder ärmer geworden, denn Joseph Bonaparte, früher König von Neapel und Spanien, starb vor wenigen Wochen in Florenz. Es sind nun nur noch die beiden Brüder Napoleons, Ludwig und Hieronymus, übrig, die beide in Florenz leben, der erste als Graf von Leu, seit mehreren Jahren fast ganz gelähmt, der letztere als Fürst von Montfort. Zahlreich sind die Nachkommen der Familie. Joseph hatte zwei Töchter, die beide mit Bettern verheirathet sind, die eine mit dem Prinzen Karl von Canino (dem Sohne Lucians), die zweite mit dem ältesten Sohne Ludwigs. Diese starb vor drei Jahren, wie man sagt, von Mörderhand. Ein anderer Sohn Lucians lebt in Belgien. Der älteste Sohn Ludwigs starb 1831 in Forlì, der Bruder desselben sitzt gegenwärtig in dem Schlosse Ham in Frankreich gefangen. Hieronymus hat drei Kinder, zwei Söhne und eine Tochter. Von den erstern steht einer in den Diensten seines Oheims, des Königs von Würtemberg; der zweite hat unter allen Napoleoniden die größte Aehnlichkeit mit dem Kaiser, und die Tochter, die schöne Mathilde, ist mit dem reichen russischen Grafen Demidoff verheirathet. — Die Söhne der Prinzessin Caroline und Murats leben in Amerika, die Töchter sind die Gräfin Papoli in Bologna und die Gräfin Rasponi in Ravenna. Die Prinzessin Elise, Fürstin Vacciochi, hatte zwei Kinder, einen Sohn, der 1837 in Rom mit dem Pferde stürzte und starb, und eine Tochter, die Gräfin Camerata in Ancona. — Der verstorbene Graf von Surville (Joseph) war der reichste der ganzen Familie; er soll funfzehn Millionen Francs hinterlassen haben. —

Da die Gemäldeliebhaberei auch eine Mode ist, die Mode sogar häufig über den Werth der verschiedenen Malerschulen entscheidet, und neben der niederländischen jetzt auch die spanische beliebt ist, so dürfte eine kurze Charakteristik der letztern,

der spanischen Malerschule, als der weniger bekannten, hier wohl an ihrem Orte sein. Die spanische Schule bildete sich nach der italienischen und niederländischen, und obgleich einige der großen Meister Spanien nie verließen, so weiß man doch, daß sie ihre Vorzüge fremden Künstlern, die sich in Spanien aufhielten, oder dem Studium niederländischer und italienischer Meisterwerke verdankten. Die charakteristischen Hauptzüge der spanischen Schule sind: große Charakterwahrheit, natürlicher Ausdruck, schönes Colorit und correcte Zeichnung; fast alle Meister derselben suchten die dunkeln reichen Töne und die starken Contraste zwischen Licht und Schatten zu erreichen, welche namentlich die venetianische Schule charakterisiren. Ihre Fehler sind: unbedeutende Composition, Mangel an Adel, Würde und idealer Schönheit in ihren Figuren, so wie ein gänzlicher Mangel der Erhabenheit, welche die Erzeugnisse der italienischen Kunst auszeichnet. Den Gipfel ihrer Vortrefflichkeit erreichte die spanische Schule zu Ende des siebenzehnten Jahrhunderts unter Murillo, Velasquez und Zurbaran, von denen der erste der spanischen Kunst eigentlich Nationalität gab, denn obgleich Velasquez ein fruchtbareres und universelleres Genie war, so sind seine Werke doch mehr niederländische oder italienische, während der erstere zwar nachahmte, aber doch immer die nationale Charakteristik behielt. Portraitmalerei wurde in Spanien immer in großer Ausdehnung gepflegt, und man hat von fast allen großen spanischen Künstlern heute noch Beweise ihrer Geschicklichkeit in diesem Fache. Vorzugsweise aber behandelten sie heilige Geschichte, die Gegenstände sind aber, aus den bereits angeführten Gründen, häufig nichts weniger als gefällig, sondern sogar widerlich. Scenen aus dem Familienleben dagegen, auch Schlachten und Seebilder, so wie Blumenstücke führten sie mit fast niederländischer Trefflichkeit aus. In den Landschaftsbildern haben alle Schulen Werke geliefert, die an Wahrheit und malerischer Schönheit nicht übertroffen werden können und die nur im Ton den Werken der italienischen Meister nachsehen, was vielleicht mit an den verschiedenen Climates Italiens und Spaniens liegt; denn der spanische Himmel ist zwar hell, glänzend und wolkenleer, zeigt aber eine gleichförmige blaue Fläche und die vorherrschende atmosphärische Färbung ist jener silbergraue Ton, welcher denn auch nicht bloß die spanischen Landschaftsbilder, sondern mehr oder weniger selbst alle Gemälde der verschiedenen spanischen Schulen charakterisirt. —

Die bekannte englische Schriftstellerin Mrs. Shelley (die Wittve des Dichters Shelley) hat kürzlich die Beschreibung ihrer Reise auf dem Continente herausgegeben und sie bestätigt darin eine Klage, die seit einiger Zeit von mehreren Reisenden ausgesprochen worden ist, sie sagt nämlich: Ich fand bestätigt, daß das französische Volk im Allgemeinen jenes graziöse Wesen verloren hat, wodurch es sich sonst vor jedem anderen Volke auszeichnete. Höflicher als die Italiener konnten die Franzosen allerdings nicht sein, aber sie waren ansprechender und gewin-

nender. Das hat sich jetzt geändert und diese Veränderung fällt selbst in der Art auf, wie sie mit einander sprechen. Die Worte Monsieur und Madame, mit denen sonst Stallknechte und alte Bettlerinnen einander mit höfmannischer Grazie anredeten, sind so ganz verschwunden, daß man keine Spur davon mehr in Frankreich findet. Ein Schatten davon hat sich nur noch bei den Pariser Krämern erhalten, wenn sie mit ihren Kunden sprechen, aber auch sie haben den höflichen Ton, die sanfte Manier, die so einschmeichelnd war, verloren. Die Franzosen wissen es auch sehr wohl, sie wollen, scheint es mir, nicht mehr das artigste, sondern womöglich das mächtigste Volk sein. Als Ursache jener so traurigen Veränderung, die sich unverkennbar von der Revolution von 1830 herschreibt, führen die Franzosen mancherlei an. Einige sagen, sie liege darin, daß jeder Bürger Nationalgardist sei und sich einen Wachstübenton angewöhne; einige suchen die Ursache in einer Nachahmung der Engländer, und noch andere meinen, man müsse sie darin suchen, daß der Hof nicht mehr wie sonst ein Muster von Anmuth und Grazie zu sein strebe, und das Beispiel also nicht mehr wie sonst von oben herab wirke. —

Unter den zahlreichen Badeorten, die Frankreich besitzt, gehört bekanntlich Vichy zu den besuchtesten; Vichy ist sogar eigentlich zu stark besucht, denn man hat berechnet, daß alle Quellen dort nicht hinreichen, mehr als 600 Bäder täglich zu liefern, gleichwohl werden aber täglich über zwötfshundert genommen. Wie die Leute dies möglich machen, ist wohl leicht zu erklären, denn der Allier fließt bei Vichy und wie die Weinhändler den Wein mit Wasser mischen, so mischen die Leute in Vichy ihr Mineralquellwasser mit Flußwasser. Dieß geschieht übrigens nicht bloß in Vichy; es ließen sich auch deutsche Bäderörter nennen, wo man dieselbe Industrie betreibt. Die Hauptmerkwürdigkeit von Vichy ist aber die außerordentlich strenge Sittenpolizei, welche dort geübt wird, und die wahrhaft tyrannisch ist, nicht der Moral an sich wegen, sondern um dem Orte den moralischen Ruf zu erhalten, in dem er steht. Die Gasthäuser nehmen Niemanden auf, der sich über seine Stellung nicht genau ausweisen kann, und die Wirthe beobachten genau Alles, was in ihren Häusern vorgeht; sobald sie etwas bemerken, was zu einer — Untreue führen könnte, machen sie Anzeige, und sogleich erscheint im Interesse des Gesezes und — des entfernten Gesezern ein sittenstrenger Polizeidiener, der die Verdächtigen dann nicht so leicht wieder aus den Augen läßt, und im Nothfalle auf Entfernung derer anträgt, welche auf andere Winke nicht achten. Trotz dieser strengen polizeilichen Aufsicht sollen doch bisweilen einige einzelne — Unglücksfälle vorkommen.